

(Nachdruck verboten.)

7) Der Bauernführer.

Roman von Franz Kahler.

Dieser war auffallend stark geworden. Sein imponirender Bauch, den er mit einer geschickt zur Schau getragenen Feierlichkeit gewichtig vorwärts schob, gab ihm ein sehr würdevolles Aussehen. Die elegante Kleidung, im Schnitte eines vornehmen Landadelmannes, bewies, daß er die Rolle des reichen Grundbesitzers bereits mit allem Geschick spielte. Sein fabelhaftes Glück war auch auf sein ganzes Benehmen nicht ohne Einfluß geblieben. Mit vornehmer Unnahbarkeit hielt er sich die Leute vom Halse und glaubte den Gipfel der Höflichkeit erklimmen zu haben, wenn er die respektvollen Grüße der ihm Begegnenden mit einem leichten Kopfnicken erwiderte.

Um so erstaunter war Wegner, als ihm Tesmer mit einem liebenswürdigen „guten Abend“ seine fette Rechte entgegenhielt.

„Nun, alter Freund, was macht der Roggen? Prachtige Ernte? Wie?“

„Sie könnte besser sein, Herr Tesmer. Der Boden will gar nicht mehr richtig. Es fehlt an Dünger, an Arbeit, an allem.“

„Es liegt ja nur an Euch, Wegner, aus diesem Sumpfe herauszukommen. Geld ist der beste Düng. Deshalb probirt Ihr nicht ein bißchen. Ein kleines Spielchen, sage ich Euch, hat schon manchen auf gesunde Beine gestellt. Na, ich habe Euch die Hand geboten; wenn Ihr nicht wollt, zwingen kann ich Euch nicht.“

„O, Herr Tesmer, ich weiß, Sie meinen's gut; aber seh'n Sie, ich verstehe nichts von der Sache und möchte mein bißchen Hab und Gut nicht ganz aufs Spiel setzen!“

„Wer spricht von Hab und Gut. Versucht's mit ein paar hundert Thalern. Und was das Verstehen anbelangt, das laßt nur meine Sache sein. Wer nicht wagt, gewinnt nicht. Und bedenkt, Ihr habt Weib und Kind, die Pariserwirthschaft muß also aufhören.“

„Na denn, Herr Tesmer, wenn Sie so gut sein wollen, ich vertraue Ihnen, denn Sie haben es mit den armen Leuten doch immer so gut gemeint.“

„Das laß ich mir gefallen. So ist's recht, Wegner, den Kopf oben! Kommen Sie in mein Komptoir, wenn Sie mit der Ernte fertig sind; wir besprechen die Sache dann weiter. Guten Abend!“

„Guten Abend, Herr Tesmer!“

Einige Sekunden starrte Wegner dem sich langsam Entfernenden nach; dann schlug er unbekümmert um die Schwüle, die ihm dicke Schweißtropfen auf die Stirne trieb, hastig den Weg nach Högwiz ein.

Noch immer regte sich kein Lüftchen. Nur am fernen Horizont lag ein langer, dunkler Schatten: heraufziehendes Gewölk, hinter dem die Sonne zur Rüste gehen wollte. Auf der staubigen Dorfstraße lärmt eine Schaar schmutziger und zerlumpter Kinder, während die Eltern aus dem zu Teig gekneteten Braunkohlenschaube Ziegel, Brennmaterial für den Winter, formten oder in den armseligen Gärtchen längs der einen Seite des Weges mit Hacken und Jäten beschäftigt waren. Das Wasser des Teiches hatte ein schmutzig graues Aussehen; das Laub der Sträucher und Bäume bedeckte eine feine Staubschicht, die alle Farben und alles Leben wegwischt. Einige schwer beladene Erntewagen, halb in Staubwolken verborgen, wankten knarrend über das holperige Steinpflaster.

Tesmer hatte langsam seinen Spaziergang fortgesetzt. Auch er war in Gedanken versunken, die aber sehr angenehmer Natur waren.

Immer, wenn er diesen schmalen Fußweg entlang ging, den er einst so oft in trüben, bangen und auch hoffnungsfrohen Stunden gewandelt war, umfing ihn ein wohliges Gefühl fatter Zufriedenheit. Hier, von der erhöhten Stelle des welligen Terrains aus, hatte man einen hübschen Ausblick in das weite, flache Land mit den unabsehbaren Getreide- und Rübenfeldern, den baumbesetzten Chaussees und den zwischenhin verstreuten Dörfern.

Einige hundert Meter vor ihm aber hatte sich das Bild

gegen damals sehr verändert. Zu beiden Seiten der alten Zuckerfabrik Senten, die einstmals einsam zwischen den Feldern lag, waren die gewaltigen Anlagen der Kohlengrube, der neuen Zuckerfabrik und sein stattlicher Herrschaftssitz emporgeschossen, die, fast zwei Kilometer weit, von Senten nach dem Bahnhofe Wiesenau die Chaussee entlang liefen.

Und fast all' das gehörte ihm. Seine kühnsten Träume waren übertroffen durch die Wirklichkeit. Sein Vermögen zählte nach Millionen; dreitausend Morgen fruchtbarsten Landes waren sein eigen; in den beiden Fabriken war sein Wille maßgebend; die Grube war sein ungetheilter Besitz; zweihundert Arbeiterfamilien standen in seinem Brod, eine große Anzahl von Existenzen, Direktoren, Techniker, Chemiker, Inspektoren, Handwerker und Kommis lebten von seinem Glücke. Unumschränkt wie ein Fürst gebot er in diesem wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Machtkreise.

Und sein Regiment war in der That ein willkürliches nicht nur auf ökonomischem, sondern auch auf geistigem Gebiete. Er kontrollirte nicht nur die Arbeiten, sondern auch die Ueberzeugungen seiner Bohndiener. Er hatte es verstanden, direkt oder indirekt alle, die Wohlhabenden, wie die Armen seines Amtsbezirkes, von sich abhängig zu machen. Er war die Verkörperung des modernen Systems, das er im gewerblichen und geschäftlichen Verkehr hier eingepflanzt hatte, und in dessen Banne allmählig alle standen, vom Großbauer bis zum Tagelöhner.

Trotz alledem fühlte sich Tesmer nicht befriedigt. Sein Ehrgeiz strebte hinaus über die Grenzen seines winzigen Amtsbezirkes. Er träumte immer erstlich von einem Land- und Reichstagsmandat, von einer politischen Rolle, die ihn hinausheben sollte über das Niveau gewöhnlicher Dorf- oder Stadtpotentaten. Nicht nur sein Wahlbezirk sollte zu ihm emporstauen; die ganze Nation, der König und die höchsten Diener des Staates sollten ihre Augen auf ihn richten, womöglich gar um seinen Einfluß werben. Ein reißlich überlegter, listig angelegter Plan stand bei ihm fest, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.

Zwar zog von Zeit zu Zeit ein Schatten über dieses glänzende Bild: seine geringe Bildung, was ihn bei all' seiner Rücksichtslosigkeit und Keckheit oftmals in zaghafte Zweifel an das Gelingen seines Unternehmens stürzte. Allein er vertraute seinem Glück, seinem Willen, seiner eisernen Stirn und seinem Gelde.

Für Geld sind auch Intelligenzen zu haben; wie seine Handarbeiter würden auch die Gehirntagelöhner für ihn schaffen. Die Gebildeten waren in seinen Augen ja genau der verachtenswerthe Pöbel, wie die große Schaar aller menschlichen Habensüchte, die sich feige und bettelnd um den Mann des Erfolges drängt...

Ein Windstoß, der plötzlich das weite Aehrenmeer durchwühlte und in die glatte Fläche tiefe Furchen zog, schreckte Tesmer aus seinen Gedanken. Der ferne dunkle Wolkenstreifen war rasch näher gekommen und lagerte finstler über den Gebäuden der Fabriken. Am Horizonte zuckte hastig ein großer Schein. Die Windstöße wiederholten sich rasch hintereinander; die Getreidefelder glichen einem aufgeregten See, aus dem ein ungeheures Rauschen drang.

Als Tesmer in den weiten schattigen Laubengang des Parkes trat, fielen die ersten Tropfen, während immer lauter und lauter das Rollen des Donners ertönte.

Im Wohnzimmer der Tesmer'schen Villa wartete zur selben Zeit ungeduldig ein junger Mann von etwa sechsundzwanzig Jahren auf die Rückkehr des Hausherrn. Dr. Fritz Kessel, Chemiker der Zuckerfabrik Senten und nebenbei Privatsekretär Tesmer's, ein schlankgewachsener Herr mit kurz geschorenen, schwarzen Haaren, verschminkt blickenden Augen, knochigen Backen und einem dünnen Schnurrbartchen über den fest zusammengebissenen Lippen, ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. Von Zeit zu Zeit blickte er ärgerlich durch das große Fenster, das nach der Parkseite führte, und schimpfte halbblau über die Rücksichtslosigkeit, mit der man ihn warten ließ.

„Wahrhaftig eine Schande, was man sich von einem solchen Parvenu alles bieten lassen muß! Erst treibt er und quält er einen, daß man sich eine ganze Nacht um die Ohren schlägt, um die verdammte Arbeit fertig zu bekommen, und

dann, warte Lakai, bis es dem gnädigen Herrn gefällt. . . Ein nettes Ding übrigens, diese Arbeit! Jeder Satz eine Phrase, und das Ganze ein Humbug, wie er im Buche steht! . . . Und das schöne Phatlos, in das ich mich im Schweiß meines Angesichts hineingelogen habe . . . Deutsche Bauern, Ihr müßtet kein Herz im Leibe haben, wenn Euch die Augen bei diesem Klagegedichte nicht übergängen! Es lebe der Schwindel!" Ein gedämpftes Gelächter Nessels unterbrach den Monolog.

"Neugierig bin ich doch, wie lange mich dieser Proß noch warten läßt! . . . Donnerte das nicht? Nun, hoffentlich macht kein Blitzstrahl dem Leben dieses würdigen Mannes ein vorzeitiges Ende. Es wäre wahrlich schade, wenn mein Prachtwerk nicht das Licht der Druckerschwärze erblickte. Schönes Bild: Licht der Druckerschwärze! Tezmer, Du sollst noch Deine Freude an mir haben, wenn ich Dich erst mit dem traulichen Namen „Schwiegevater“ begrüßen darf. Im Hinblick auf diese verlodende Perspektive will ich Dir auch Deine heutige Flegellei, wie alle unzähligen, bisherigen gnädig nachsehen! Halt, wie es scheint, kommt er endlich, der edle Bauernfänger, — Bauernfreund, wollte ich sagen."

"Ist der Doktor nicht da? Den Nessel meine ich, habe ganz auf ihn vergessen! Bringt Licht!" hörte er Tezmer's laute Stimme, der gleich darauf ins Zimmer trat.

"Abend, Doktor!" Die Arbeit fertig? Weinahe hätte ich das Wetter abbekommen. — Bringt Ihr denn kein Licht, Mädels?" schrie er zur Thür hinaus.

"Da bin ich ja schon, Papa!" Ein Glück, daß Du da bist; wir waren schon in Sorge um Dich. Der Herr Doktor wartet schon seit einer Stunde auf Dich."

Die Sprecherin, ein Mädchen von achtzehn Jahren stellte die brennende Lampe auf den großen Familientisch und nahm Hut und Stod in Empfang.

"Aber Papa, Du bist ja ganz naß geworden; warte, ich hole Dir einen Rock."

"Nein, laß uns allein! Nur die Zigarren kannst Du noch herüberreichen."

"So, Papa! Eine gefällig? Bitte, hier ist Feuer!" und schon hielt sie lachend das brennende Streichholz hin, an dem Tezmer mit schmunzelndem Behagen seine Zigarre in Brand steckte.

Dr. Nessel hatte seit dem Eintritt der jungen Dame keinen Blick von ihr abgewendet. Mit gierigen Blicken verschlang er die reizende, zierliche Gestalt mit dem frischen, schneeweißen Teint, den üppigen blonden Haaren und dem hübschen lachenden Gesicht. Flink und doch vornehm war jede ihrer Bewegungen. Sie war der Abgott ihres Vaters, den sie bediente und bemutterte wie eine kleine Hausfrau.

(Fortsetzung folgt.)

Kallit.

Eine alltägliche Geschichte von Eduard Stilgebauer.

I.

"Guten Morgen, Haare käufeln." Mit diesen Worten trat ein etwa dreißigjähriger, höchst modisch zurechtgestylter Herr in das Kabinett eines der ersten Haarläufiger der Residenz. Seine weiten, nach neuestem Schnitt gearbeiteten, auffallend hellen Beinleider schlotterten nachlässig um die nicht allzustarken Waden, der etwas zur Seite gefehrte Zylinder zeigte die neueste Façon.

"Bitte Platz zu nehmen, Herr Baron," sagte der Haarläufiger mit einer tiefen Verbeugung.

Der Baron nahm seinen Hut ab und setzte sich. Viel Arbeit hatte der Friseur bei ihm nicht mehr. — Des Barons Auge fiel in den Spiegel und gewahrte darin das Bild eines anderen Herrn, der auf der anderen Seite des Zimmers Platz genommen. Bei seinem Eintreten hatte der Baron ihn nicht bemerkt. Der andere sah nicht auf. Er laß die „fliegenden Blätter". Lächelnd rief der Baron:

"Was Sie hier, lieber Lumliß, es ist doch alles mögliche, daß man Sie auch noch einmal sieht!"

Der so Ungeredete sah langsam auf.

"Ah Sie sind es, wie geht's, Baron?"

"Mittelmäßig, höchst mittelmäßig. Zeht langweilig hier in der Stadt."

Er gähnte.

"Was machen Sie den Sommer?"

"Gedenken nach dem Bierwaldfläcker-See zu reisen."

"Ah so. Kein Seebad, nicht Baden, was?"

"Sie wissen, wenn man nicht mehr sein eigener Herr ist —"

"Aha, dachte ja eben gar nicht daran. Was macht Fräulein Braut, wie geht's?"

"Danke der gütigen Nachfrage. — Ich sage Ihnen, lebe eben

wie der reinste Engel. Schwiegerpapa etwas Sonderling, doch das muß man mit in den Kauf nehmen. Verstehen schon?"

Er machte eine bezeichnende Handbewegung.

"Nehmen Sie sich doch in acht, daß mir nicht noch mehr Haare ausgehen, nicht so feil lämmen," rief er dem ihn bedienenden Friseur zu. "Nehmen Sie doch die Schwefelpomade, muß etwas für mein herabgekommenes Neubere thun. Aber, nicht wahr, Baron, sehe noch ganz gut aus, nicht wahr?"

"Ganz stattliche Figur," erwiderte der Baron, sein Monokle ins rechte Auge klemmend, "Fräulein kann noch ganz zufrieden sein."

"Finde ich auch."

"Wann ist eigentlich die Hochzeit?"

"Weiß nicht genau, glaube im Juli. Schwiegerpapa ist sonderbar, er will sie, glaube ich, auswärts abhalten, er liebt den vielen Lärm nicht."

"Schade, schade. Kommen wir ja um ein glänzendes Diner. Der alte Hülsheim kann zahlen, ha, ha; ja, der kann zahlen, das haben Sie schlau gemacht, lieber Lumliß."

Lumliß lächelte.

"Aber das hat auch seinen Vortheil, mit dem Diner meine ich," fuhr der Baron fort. "Man verdirbt sich so leicht den Magen. Habe in diesem Winter wieder so viel Verpflichtungen gehabt, muß deshalb nach Karlsbad, unbedingt nach Karlsbad, sagte mir der Arzt. Kenne Sie Karlsbad? Langweiliges Nest. Gehe dann noch etwas zur E.holung nach Ostende, das finde ich immer noch am amüsantesten, nette Pariserinnen dort, wissen Sie noch, die Kleine, na wie hieß sie doch, die Kleine von Français, wir nannten sie immer petite jonzou — nettes Mädel, Donner, war die nett."

Graf Lumliß erwiderte nichts.

"Wo speisen Sie heute?" fragte der nie ermüdende Baron.

"Sie wissen bei den Schwiegereltern."

"Es ist doch toll. Wer hätte gedacht, daß Graf Lumliß, der größte Lebemann der Residenz, noch so solide würde. Nun, viel Glück, lieber Lumliß, viel Glück. Auf Wiedersehen! Grüßen Sie mir Fräulein Braut, unbekannter Weise natürlich, leider, leider."

Der Baron war fertig und stand auf, noch büßfete der Friseur sein tadelloses Frackjaquet. Er probierte den Zylinder vor dem Spiegel, nahm das Monokle etwas fester und ging.

"Adieu, lieber Baron," rief ihm der Graf zu.

Desse Frisur dauerte länger. Er ließ sich den Kopf zweimal die Woche mit Schwefelpomade einreiben, um den Rest seiner Haare zu erhalten. Der Baron hielt es nicht mehr für nötig für die Trümmer seiner einstigen Locken zu sorgen. Ja, er habe sehr schöne Locken gehabt, behauptete er immer, was sich leider keiner seiner Freunde noch erinnern konnte. — Als der Baron weg war, rückte sich Graf Lumliß wieder bequem in seinem Sessel zurecht und ließ die mit ihm vorgenommene Prozedur zu Ende führen. — Er war eine stattliche Erscheinung, Anfang der vierzig. Sein Gesicht schien doch etwas verlebt, das dunkle Auge ein bisschen stechend. In seiner Jugend hatte er ein tolles Leben geführt und ein beträchtliches Vermögen rasch durchgebracht. Dann suchte er es im Spiel wiedergewinnen und verlor immer mehr, so daß er sich schließlich genöthigt glaubte, sich, wie er das nannte, unter den Schwiegervätern des Landes umzusehen, um seine Finanzen zu ordnen. —

"Diener, Herr Graf," sprach der Friseur.

Er ließ sich abbürsten und ging.

II.

Im Waldfläckerhof zu Brunnen, Beletage, wohnte Graf Lumliß. Gerade wollte er sich zum Diner fertig machen, da pochte man an seiner Thür. Auf seinen Ruf trat der Zimmerkellner ein und brachte einen Brief, der soeben für den Grafen abgegeben worden war. — Er erbrach ihn und las.

"Zum Donnerwetter hat man denn gar keine Ruhe?" murmelte er zwischen den Zähnen. Erst die Masse von Mahnungen von den verdammten Gläubigern und jetzt auch noch der Spaß, daß ist doch wirklich zuviel. Höchste Zeit, daß ich heirathe. Ich kann dem Alten doch nicht alles sagen, er hat schon ein schönes Gesicht gemacht, als ich von etwaigen unbezahlten Rechnungen anfang. Aber Hortense ist ganz verrückt in mich, und der Alte kann seiner Tochter nichts versagen." Der Brief, der soeben den Groll des Grafen wachgerufen hatte, lautete folgendermaßen:

"Herr Graf! Zum letzten Male mahne ich Sie daran, die mir für das Kind schriftlich versprochene Summe auszuführen. Antworten Sie nicht, so gebe ich die Sache dem Gerichte in die Hand. In Ihrer jetzigen Lage dürfte Ihnen das nicht ungenehm sein.

Voll Achtung!

Anna."

"Diese Dummheit, ihr das geschrieben zu haben, aber ich mußte sie doch beruhigen, um einen Skandal zu vermeiden," sprach der Graf und schlug sich mit der Hand vor die Stirn. Dann trat er vor den Spiegel. In seiner Erregung hatte er gar nicht daran gedacht, daß er seine soeben künstlich zurecht gemachte Frisur schädige. Er zog seinen Taschentamm und ordnete das wenig verwirrte Haar. Da klingelte man schon zum zweiten Male zum Diner und er mußte seine Damen noch abholen. —

Frau Hülsheim wohnte mit ihrer Tochter in einer Villa. Sie liebte die Ruhe und konnte das lärmende Hotelleben nicht vertragen. Der zukünftige Schwiegersohn zog es vor, ein Hotelzimmer zu nehmen. Er wollte seine Junggesellen-Gewohnheiten, so lange es ihm noch

möglich war, nicht aufgeben. — Im Garten der wenige Schritte von dem Hotel entfernten Villa, dicht am See, fand Graf Lumly seine Braut mit ihrer Mutter. Frau Hülsheim saß in der Laube und las eben eine der neuesten Erscheinungen der belletristischen Literatur. Sie war eine hochgebildete Frau, die in dem ganzen Wesen ihres Mannes keine rechte Befriedigung finden konnte, denn dieser war ganz Geschäftsmann und ließ sich wenig auf Diskussionen ein. Sie entstammte einer Gelehrtenfamilie. Ihre Eltern waren frühe gestorben und hinterließen ihr nichts. Zuerst als Gouvernante im Hause ihrer Schwiegereltern, lernte sie ihren Mann kennen und mußte es in ihrer Lage als ein Glück ansehen, daß der reiche Sohn des Hauses, der sich in das reizende Mädchen sterblich verliebte, ihr einen Antrag machte. So war sie in ihrer Ehe nicht die glücklichste geworden. Sie hatte sich auf die Erziehung ihrer heranreifenden Tochter zurückgezogen und verwandte die ihr übrigbleibende Zeit auf ihre Lieblingsbeschäftigung, die Entwicklung der schönen Literatur zu verfolgen.

Hortense war jetzt 20 Jahre alt. Sie stand, als Lumly eintrat, gerade vor einem prächtig entwickelten, von Blüten überreichen Maréchal Nielstod und schnitt sich eine Rose ab. Sie liebte besonders diese Sorte, sie stand ihrem etwas bleichen Teint gut zu Gesicht. Als der Graf eintrat, wandte sich das Mädchen um. Es war eine überaus liebreiche, anmuthige Erscheinung. Das schwarze Spitzenkleid, das sie mit Vorliebe trug, kleidete sie lieblich schlank. Ihr dunkelgraues, von langen Wimpern überschattetes Auge erglänzte freundlich, als sie den Grafen auf sich zukommen sah. Der zierlich kleine Mund verzog sich zu einem reizenden Lächeln, ihr ganzes Wesen machte einen gemüthvollen Eindruck.

„Guten Morgen, sühes Kind, guten Morgen, Mama,“ sprach Graf Lumly näher tretend.

Hortense schlang ihren weichen Arm um seinen Hals.

„Liebster Arthur, Du kommst heute spät.“

„Hatte noch einige Kleinigkeiten zu erledigen, Liebchen, jetzt bin ich zu Deiner Disposition.“

„Ich möchte doch wissen, was Du immer hast, wir sind doch hier in der Sommerfrische,“ sagte sie schmolend.

„Ein Mann hat immer etwas zu thun, Kind. Wir sind nicht so gut dran, wie gewisse Leute.“

Sie lachte, als zweifelte sie an der Unumstößlichkeit seiner Behauptung.

Frau Hülsheim erhob sich, schloß ihr Buch und reichte dem Grafen die Hand.

„Guten Morgen, lieber Schwiegersohn.“

„Haben Sie gut geschlafen, Mama?“

„Ich danke Ihnen, so so. — Ich glaube, man hat schon geglaubt, wir sind bereit.“

„Darf ich Ihnen meinen Arm anbieten, Mama?“

„Dort ist Ihr Platz.“

Sie zeigte auf ihre Tochter, die glückselig lächelnd ihren Arm in den seinen legte. — So gingen sie zum Hotel. —

Der Speisesaal bot keinen sehr eigenartigen Anblick dar, eine jener bekannten Schweizer-Hotel ersten Ranges, Table d'hôte fand dort statt. Immer dieselbe sich gleich bleibende Gesellschaft. Allen voran die im Hute essenden, langen und langweiligen Engländerinnen mit den schlaggelben Haaren, zu ihrer Seite ihre Herren — beim Essen hatten sie wenigstens ihren Alpenstod abgelegt — dann zwei sich eifrig unterhaltende, heftig gestikulirende Commis voyageurs aus Paris, an denen der Kellner trotz der beispiellosen Gewandtheit, mit der er die Schüsseln balancirte, nur mit knapper Noth vorbeikommt, ein Kaufmann aus Frankfurt mit seiner zahlreichen Familie, deren jüngstes Mitglied mit seinen wasserblauen Augen während des ganzen Diners nach dem in der Mitte des Tisches aufgestellten Konfekt Schiffe, ein renommirter Berliner mit seiner Frau — er sprach immer, in jedem Satze kamen diese Worte vor in ausgeprägtester Dialekte: „Da müssen sie mal bei uns in Berlin sein“ — das er zog er sehr lange — und noch einige wenige auffallende Gäste, offenbar Schweizer, machten die Gesellschaft aus. — Das Essen dauerte eine gute Stunde, obwohl ziemlich rasch servirt wurde, eine Aufgabe für einen heißen Julinachmittag. — Während des Diners fragte Lumly seine Schwiegermama, was sie denn für den Nachmittag vorhabe, er wolle eine Kahnfahrt machen, Hortense sah so gern auf dem Wasser. Das war ein Vergnügen, welches Frau Hülsheim nicht liebte. Sie war zu nervös dazu. Sie habe aber nichts dagegen, wenn der Graf mit seiner Braut allein fahre, denn hier sei man ja fremd und brauche sich nicht darum zu kümmern, ob das glücklich sei. —

(Schluß folgt.)

Kleines Feuilleton.

— Die Bastille und die heutigen Gefängnisse. In der Pariser „Revue Hebdomadaire“ erscheint gegenwärtig eine Artikelserie über die „Legenden und Archive der Bastille“ von Fr. Funck-Brentano. In Nr. 157 haben wir aus einem dieser Artikel eine interessante Notiz, die sich auf Voltaire bezog, geholt. In seinem letzten Aufsatz kommt nun der Verfasser auch auf das Gefängnisregime der Bastille zu sprechen. Jeder Gefangene erhielt nur ein Lager, einen Stuhl und einen Tisch geliefert, aber es gab einen Tapezirer, der sich Disserant der Bastille nennen durfte und Hausrath, Teppiche, gewirkte Wandtapeten an die Gefangenen vermietete, wenn diese es nicht vorzogen, ihre eigenen

Möbel in das Gefängniß kommen zu lassen. Als der Graf de Belle-Isle nach einigen Jahren wieder auszog, führte er eine ganze häusliche Einrichtung mit sich: Eine Bibliothek, enthaltend 333 Bände und zehn Atlasse, ein vollständiges Tafelservice, seines Zinns und Silberzeug, ein Bett mit rother, goldgeränderter Damastdecke, vier Wandtapeten mit antiken Sujets, zwei Spiegel, einen zur Bettdecke passenden Ofenschirm, zwei spanische Wände, mehrere gepolsterte Lehnstühle, eine Ramingarnitur aus vergoldeter Bronze, Tische, Kommoden, Etageren, silberne Leuchter und so weiter. Auch hinsichtlich der Kost war für die Gefangenen gut geforgt. Der Gouverneur der Bastille erhielt für Nahrung jedes „gemeinen“ Mannes 3 Livres täglich; 5 Livres für die einen Bürgermann, 10 für einen Finanzmann, Richter, Schriftsteller, 15 für ein Parlamentsmitglied, 36 für einen Marschall von Frankreich. Es blieb den unfreiwilligen Gästen der Anstalt unbenommen, noch Extra-Ausgaben zu machen. So gab der Kardinal de Rohan 120 Franks täglich aus, und der Fürst von Kurland während eines Aufenthaltes von fünf Monaten noch etwas mehr, im ganzen 22 000 Franks. Renneville, der ein Pamphlet gegen die Bastille geschrieben hat (also ein Pressfänger), schildert seine erste Mahizeit so: Der Kerkermeister legte eine meiner Servietten auf den Tisch und stellte mein Diner auf. Es bestand aus einer gutgekochten, appetitlich aussehenden Suppe von Zuckerkirschen mit Lattich, auf dem ein Viertel Huhn lag. In einem Teller befand sich ein saftiges Stück Rindfleisch mit Sauce und einer Petersilien garnitur, in einem andern ein Stück Fleischpastete mit Kalbsmilch, Hahnenkammern, Spargel, Champignon, Trüffel, und endlich war noch eine eingemachte Schafszunge da, alles sehr sauber servirt. Zum Dessert bekam ich Bisquit und zwei Reinettenäpfel, als Getränk guten Burgunder, und das Brot schmeckte ausgezeichnet. Ich fragte den Kerkermeister, ob ich selbst für meinen Unterhalt aufkommen müsse, oder ob der König mich bewirthe. Er antwortete, ich habe nur zu befehlen, man werde mich zu befriedigen trachten. Seine Majestät zahle. Nach dem Wunsche des allerchristlichsten Königs mußten die Bewohner der Bastille die Fasttage einhalten, aber darum ging ihnen nichts ab. „Ich bekam“, schreibt Renneville, „sechs Gänge und eine vorzügliche Krebsuppe. Da war unter den Fischen eine sehr schöne Quise, eine gut gebackene Seezunge und ein schmacher Barfisch, neben drei andern Fastenspeisen.“ Ein anderer der Insassen der Bastille, Dumouriez, der unter Ludwig XV. den Befehl erhielt, sich dorthin zurückzuziehen, bestellte bei seiner Ankunft ein gebratenes Huhn. „Wissen Sie denn nicht, daß es heute Freitag ist?“ fragte entsetzt der Kerkermeister. „Das geht Sie nichts an,“ war die Antwort, „Sie haben meine Person, nicht mein Gewissen zu hüten. Ich bin krank, denn die Bastille ist eine Krankheit.“ — Eine Stunde später stand das gebratene Huhn auf dem Tische des Gefangenen. — Was bekommt heute ein „Pressfänger“ in Plöhsensee? Rumsfuttsch und „blauen Heinrich“. —

Kunst.

— Bei dem Preisausschreiben behufs Errichtung eines Buchgewerbehause in Leipzig waren 15 Pläne eingegangen. Das Preisgericht hat den ersten Preis Herrn Emil Hagberg in Berlin, Friedenau, den zweiten Preis den Herren Schupp-meyer u. Hellig in Hannover zuerkannt. Ein dritter Preis konnte nicht zuerkannt werden; der hierfür ausgesetzte Betrag wurde unter die Inhaber der beiden ersten Preise getheilt. Der Entwurf des Herrn Hans Enger in Leipzig mußte wegen der erheblichen Ueberschreitung der Baukosten von der Konkurrenz ausgeschlossen bleiben, wurde aber wegen seiner Vorzüge für 1000 Mark angekauft. —

Musik.

r. Das Urbild des Fra Diavolo, des Titelhelden der Scribe-Auber'schen Oper, war ein Strumpfwirker, namens Micaele Pozzo, welcher später Mönch und dann erst Räuberhauptmann in Calabrien wurde. In der doppelten Eigenschaft eines Räubers und Priesters bot er dem Kardinal Ruffo, dem Haupte der bourbonischen Partei, seine Dienste an und erhielt, obgleich früher ein Preis auf seinen Kopf gesetzt worden war, durch den Einfluß dieses Kardinals nicht nur seine Begnadigung, sondern auch noch eine Pension von 3600 Dukaten, mit welcher er sich vom „öffentlichen“ und „professionellen“ Leben zurückzog und auf einer kleinen Besitzung, die er gekauft hatte, lebte. Bald jedoch riefen ihn die Bourbonen wieder in ihre Dienste gegen den König Josef Bonaparte. Mit einer starken Abtheilung von Banditen und „Freiwilligen“ stellte er sich in den Dienst der Legitimität. Nach einem hartnäckigen Kampfe jedoch ward er gefangen genommen und summarisch hingerichtet. Er soll mit der größten Gleichgültigkeit gestorben sein. —

Gesundheitspflege.

— Wohnungspflege in England. Wie die „Deutsche Medizinische Wochenschrift“ mittheilt, haben der Medizinalrath Reinde und der Baupolizei-Inspektor Dörfhausen von Hamburg in einem „Reisebericht über Wohnungspflege in England und Schottland“ die Erfahrungen niedergelegt, welche sie auf einer vierwöchentlichen Reise in England erworben haben. Das erste, was der Bericht bringt, ist die Ueberwachung der Wohnungen. In der Spitze der sanitären Lokalverwaltungen stehen die Medical officers of health, die außer an Krankenhäusern keine Praxis ausüben,

Zhuen unterstehen neben ärztlich gebildeten Assistenten die durch besondere Kurse auf ihren Beruf vorbereiteten Gesundheitsaufseher, welche in großer Zahl, in Liverpool zum Beispiel 64, in Glasgow 82, vorhanden sind und denen die verschiedensten Beaufsichtigungen obliegen. Eine Gruppe derselben hat die Wohnungen zu beaufsichtigen; Kellervohnungen, öffentliche Logirhäuser, Miethswohnungen, in denen die Miete eine gewisse niedrige Grenze nicht überschreitet, unterliegen ihrer Kontrolle. Insbesondere ist die Verfolgung der „Nuisances“ ihre Sache; wir würden an die Stelle dieses Wortes gesundheitliche Belästigung oder Gesundheitschädigung setzen können. In England ist im allgemeinen das Prinzip der Einfamilienhäuser eingeführt und hochgehalten; die kleinen Häuser enthalten oft nur drei Räume in zwei Stockwerken und bekommen, da sie mit den Nachbarhäusern zusammenhängen, vielfach nur von einer Seite Licht und Luft. In den Großstädten gehört der Boden meistens nicht den Hauseigentümern, sondern einigen großen Besitzern. Nach einer Reihe von Jahren (zum Beispiel 99) fällt das auf dem fremden Boden erbaute Haus dann an den Besitzer des Bodens, daher sind die Häuser weniger solide gebaut als bei uns, und sie werden in dem letzten Theile der Pachtperiode verwaorloßt. Beide Verhältnisse tragen zur Anlage guter Wohnungen zum mindesten nicht bei. Nur im innersten Kern der Großstädte und in Schottland überhaupt lebt der Arbeiter in ähnlichen Miethskasernen wie bei uns. Das starke Zusammenschließen der Häuser zc. hat eine erhöhte Sterblichkeit im Gefolge, daher ist im Gesetz oder richtiger in den lokalen gesetzlichen Bestimmungen vorgesehen: a) die Möglichkeit, Häuser für unbewohnbar aus sanitären Rücksichten zu erklären, b) sowohl Einzelhäuser als auch c) ganze Komplexe zu expropriiren, niederzulegen und d) mit neuen Häusern für dieselbe Einwohnerklasse zu bebauen. Von der gesetzlichen Erlaubnis wird auch ausgiebig Gebrauch gemacht und der Bau neuer Arbeiterwohnungen erfolgt vielfach durch Herstellung von kleinen und kleinsten Einzelhäusern; nur im Innern der Städte werden große Massenkasernen eingerichtet, welche dann meistens einen weiten Hof umschließen; diese Häuser sind mit Gallerien versehen, zu welchen frei liegende Ausgänge in Gestalt feuersicherer Treppen hinaufführen. —

Völkertunde.

g. Einen eigenartigen Todtenkult haben die Swaro-Indianer in Ost-Quador. Sobald einer der Ihren gestorben ist, löst ihm der dazu durch Verwandtschaft Nächstberechtigte durch einen Messerschnitt die Kopfhaut von der des Kumpfes. Ist dies geschehen, wird das Knochengestüß des Kopfes sorgfältig aus der Haut herausgeschält. Man zieht dem Todten sozusagen „das Fell über die Ohren“. Die abgetrennte Haut kommt zwischen heiße Steine und wird, wenn sie hier getrocknet, noch im Rauch gedörrt. Ist sie hier völlig zusammengeschrumpft, so steckt man von innen, also durch den Hals, ein Bindfadengeflecht in den Mund, das etwa einen halben Meter lang aus den Lippen hervorhängt. Die so präparirten Köpfe, die übrigens ihren vollen Haarschmuck behalten, halten sich jahrelang und werden von den Indianern in ihren Zelten aufbewahrt. Das hiesige Museum für Völkertunde besitzt mehrere solcher Köpfe. Sie haben die Größe von mäßigen Puppenköpfen. Die Haut ist nicht runzlich, sondern glatt, aber tollschwarz und am Halschnitt etwa einen halben Zentimeter dick. Das Auslösen des Schädels muß auf ganz merkwürdig kunstvolle Weise geschehen, denn die Kopfform und die Zähne bleiben unverändert, selbst die Nase hat ihre alte Form behalten. Die Augenlöcher sind geschlossen, auch der Mund ist bis auf den Durchlaß des Geflechtes fest zu. Ganz prachtvoll dicht und üppig ist das seidenweiche tiefschwarze Haar, in einer Länge von ziemlich einem Meter hängt es um das kleine Gesichtchen. Man kann eigentlich nicht sagen, daß der Anblick der Köpfe unangenehm oder unästhetisch ist, einige weisen sogar noch jetzt einen verhältnißmäßig schönen Ausdruck auf. —

Technisches.

— Anwendung künstlicher Kälte. Zwei Anwendungen künstlicher Kälte bespricht „Cassiers Mag.“. Von großer Wichtigkeit ist sie für die Schokoladenfabrikation, die früher nur bei kaltem Wetter betrieben werden konnte. Sie bedarf zur Mengung der Kakaomasse mit ihren Zusätzen einer Temperatur von 65 Grad, um die Kakaobutter flüssig zu erhalten, und um sie zum Erstarren zu bringen, einer solchen von 45 Grad. War die Masse zu hoch über 65 Grad erhitzt, so bleibt sie klebrig und weich, was namentlich für Bonbons und Plätschen sehr störend ist und nur durch ausgiebige Kühlung beseitigt werden kann. Dies geschieht durch Einführen gekühlter Luft in den Kühlraum, der direkt mit dem Arbeitsraum in Verbindung steht, so daß die fertigen Gegenstände gar nicht Zeit haben, ihre Form zu verändern. Eine ähnliche Rolle spielt die künstliche Kälte bei der Herstellung der allbekannten Gelatinekapselfür Arzneien u. dgl. Diese werden im großen durch Eintauchen von gekühlten Stahlbolzen in eine warme, dicke Gelatinelösung gewonnen, welche letztere beim Herausziehen der kalten Stifte zum theil an ihnen hängen bleibt und rasch erstarrt. In einer großen amerikanischen Fabrik werden nämlich 620 000 Kubikfuß kalte Luft durch den Arbeitsraum geblasen und 180 000 Pfund solcher Stahlstäbe gekühlt. Bei uns in Deutschland werden die Gelatinekapselfür gewöhnlich anders gemacht, und zwar in Formen, welche mit Gelatinelösung

ausgeschwenkt werden, so daß sie sich mit einer rasch erstarrten Haut innerlich überziehen, die man herausnimmt. Auf diese Weise erhält man die kugelförmigen und eiförmigen Kapseln, wie sie hier überwiegen. —

Humoristisches.

g. h. Der Bücherfreund. Hauptmann: „Einzjähriger, ich höre, Sie sind Schriftsteller. . .“ Einjähriger: „Zu Befehl, Herr Hauptmann!“ — Hauptmann: „Bringen Sie mir doch mal Ihre Bücher!“ — Einjähriger: „Zu Befehl, Herr Hauptmann!“ — Nach einigen Tagen. Hauptmann: „Einzjähriger, Ihre Bücher habe ich noch nicht gelesen. . . Die waren ja nicht mal aufgeschritten! . . .“

Bermischtes vom Tage.

y. Der Entensfang in den Vogelklojen auf der Insel Föhr liefert heuer gute Ertragnisse. An manchem Tag sind schon 200 Stück in einer Kojen gefangen worden. —

— Im Kreise Gerdaun sind gegenwärtig 1454 Schulkinder an der Granulose erkrankt. —

— Außerordentlich heftige Gewitter sind in den letzten Tagen über die Provinz Posen, besonders über die Kreise Otwo, Pleschen und Breschen niedergegangen. —

— Auf dem Bahnübergang bei Geisecke wurde eine Familie von einem Güterzuge überfahren. Die Mutter und der 19jährige Sohn blieben auf der Stelle todt, der Mann starb am nächsten Tage im Krankenhaus. —

— In Stadeltschwarzach (Bayern) an der Lokalbahnstrecke Gerolzhausen-Killingen fuhr eine mit Bahnarbeitern besetzte Draisine direkt auf den rangirenden Zug. Zwei Mann wurden schwer, einer leicht verwundet und ein Güterwagen zum Entgleisen gebracht. —

— In der Nähe von Töply-Schnau (Böhmen) wurde die vollständig entleedete Leiche eines 18—20jährigen Mannes gefunden. Es scheint sich um einen Ferientouristen zu handeln. —

— Außerordentlich viel Wild ist durch das Hochwasser in den Donaugegenden ober- und unterhalb Wiens zu grunde gegangen. In den Jagdrevieren Unter-Jögersdorf und Theresienau wurden bis jetzt die Kadaver von 25 Hirschen und 200 Hehen verscharrt. —

— Einen seltsamen Schmuggel berichtet ein polnisches Blatt: Dieser Tage hatten die Passagiere der Warschau-Wiener Bahn Gelegenheit, Zeugen des folgenden Vorfalls in Alexandrowo zu werden: Aus einem Wagen 3. Klasse stieg eine Schaar ärmlich gekleideter Frauen heraus, deren Hüte in einem komischen Kontrast zu ihrem übrigen Kostüm standen. Es waren nämlich die modernsten, in schreienden Farben aufgeputzten Pariser Hutmodelle. Diese Eigenthümlichkeit erregte nicht nur die Aufmerksamkeit des Publikums, sondern auch die der Zollbeamten. Die Untersuchung der letzteren stellte heraus, daß die ganze Kompagnie unter der Führung und im Solde einer Modistin reiste, die ihre neuesten Hutmodelle in dieser Weise ohne Zoll durchzuschmuggeln suchte. —

— Die kleinste Schule im Kanton Argau besitzt der Weiler Mönzlihausen in der Gemeinde Dätwil. Die Schule zählt nur vier Schüler. Sie soll jetzt aufgehoben werden. —

— Zu der vorrichtigen Sorte scheinen die Stadtväter von Venedig zu gehören. Sie beschlossen, dem Quispieldichter Gallina ein Denkmal aus Kosten der Stadt zu errichten. Borerit kommt das Denkmal in das städtische Museum. Erweist sich aber nach fünf- undzwanzig Jahren der Ruhm Gallina's noch als lebendig, dann wird seine Statue ins Pantheon überführt. —

i. e. Jüdische Ackerbau-Kolonien in England, Aus London wird geschrieben: Während der letzten Wochen wurden von dem in London bestehenden Zentral-Komitee zur Unterbringung der aus Rußland nach England geflüchteten Juden in Essex gegen 25 000 Acres brach liegenden Landes angekauft, um auf denselben jüdische Ackerbau-Kolonien zu errichten. In England ist gegenwärtig infolge des seit Jahren anhaltenden Rückganges der Getreidepreise fast ein Drittel des gesammten Ackerlandes ungebaut und deshalb billig zu verkaufen; andererseits ist es in London sehr schwer, für die russischen Juden lohnenden Verdienst zu schaffen, so daß man jetzt zur Ansiedelung derselben auf dem Lande schreiten will. Auch in anderen Theilen Englands sind bereits zu dem gleichen Zwecke Landkäufe in Aussicht genommen. —

— In allen Theilen Irlands ist die Kartoffelernte mißrathen.

c. e. Das vielbesprochene Fremdensteuer-Gesetz von Pennsylvania (Nordamerika), nach welchem jeder nicht-naturalisirte Ausländer, welcher in jenem Staate beschäftigt ist, eine Steuer von 3 Cents für jeden Tag seiner Beschäftigung zahlen sollte, ist in einem in Pittsburg anhängig gemachten „Testfall“ für verfassungswidrig und demnach auch für ungiltig erklärt worden. —

— Nach in Washington eingetroffenen Berichten soll das gelbe Fieber in Ocean Springs, einer Sommerfrische an der Küste des Staates Mississippi, ausgebrochen sein; wenigstens bezeichnen die Ortsbehörden die dort aufgetretene Krankheit als gelbes Fieber. —